

Gerhard Ritter und die deutsche Geschichtsschreibung

Christoph Cornelißens Biographie über den Historiker Gerhard Ritter (1888–1967) ging aus einer Düsseldorfer Habilitationsschrift hervor¹. Es ist ein ambitioniertes Buch, und dies keineswegs nur wegen seines Umfangs von über 750 Seiten. Die Bildunterschriften zu den beigegebenen Abbildungen unterstreichen den dekonstruktiven Ansatz des Unternehmens: „Der Historiker als Frontkämpfer, 1916“, „Der Historiker als politischer Redner, 1920“, „Ein Historiker ‚eingehüllt‘ in die Flaggen des NS-Regimes, Sommer 1943!“, „Ein ‚nationaler Historiker unter fremder Besatzung, 1945!“, „Ein ‚stolzer Historiker‘: Ritter nach der Aufnahme in den Orden Pour le Mérite, 1957“. Die Biographie Ritters wird auf dem Hintergrund der Sozialbiographie der deutschen Historiker des 20. Jahrhunderts beschrieben. Es geht um deren Verstrickung in eben jene Geschichte, die sie berufsmäßig zu deuten versuchten.

Der Pfarrerssohn Ritter war in der Welt des Wilhelminischen Kaiserreichs aufgewachsen. Er hatte in Gütersloh das Gymnasium besucht und 1911 in Heidelberg bei Hermann Oncken promoviert. Nach einer kurzen Zeit als Lehrer in Kassel und Magdeburg und nach dem Kriegseinsatz 1915/18 an der Westfront hatte er sich 1921 in Heidelberg als Historiker habilitiert. 1923 wurde er an die Universität Hamburg und 1925 nach Freiburg berufen, wo er seitdem als Professor tätig war. Die Wahl Ritters als Protagonisten dieser Biographie ist gut getroffen. Ritter verstand sich seit seines Lebens nicht nur als Forscher, sondern auch als nationaler Lehrer und Erzieher. Er war als Akademiker wie als Publizist erfolgreich, und er galt nach dem Zweiten Weltkrieg im In- und Ausland als einer der hervorragendsten Vertreter seines Fachs. Seine Biographien über Martin Luther, Friedrich den Großen, den preußischen Reformier Freiherrn von Stein und den Widerstandskämpfer Carl Goerdeler galten als Marksteine historischer Orientierung. Im Zweiten Weltkrieg brachte Ritter das Buch „Machtstaat und Utopie“ heraus, eine Auseinandersetzung mit der „Utopia“ des Thomas Morus und dem „Il principe“ Machiavellis.

Nach dem Ausscheiden aus dem Hochschuldienst engagierte er sich noch einmal leidenschaftlich in dem innerdeutschen „Historikerstreit“ der

60er Jahre, bei dem es um die Frage der deutschen Kriegsschuld im Ersten Weltkrieg ging. Der Streit, der sich schon bald als Generationenkonflikt gestaltete, war durch das Buch des Hamburger Historikers Fritz Fischer „Griff nach der Weltmacht“ ausgelöst worden, das die deutsche Politik für den Ausbruch des Kriegs verantwortlich machte. Ritter sah in dieser Auseinandersetzung sein eigenes Lebenswerk in Frage gestellt. Im dritten Band seines vierbändigen Werks „Staatskunst und Kriegshandwerk“, der 1964 erschien, verteidigte er die Rolle, die Reichskanzler Bethmann Hollweg zu Beginn des Ersten Weltkriegs gespielt hatte. Er stieß auf Ablehnung. Die jüngeren „progressiven“ Historiker sahen seitdem Ritter als Leitfigur einer unbelehrbaren nationalkonservativen Rechten an. Das hatte Wirkungen. Heute, bemerkt Cornelißen, sei Ritter selbst Studierenden kaum noch bekannt.

Cornelißen präsentiert die Biographie Ritters als Mentalitätsgeschichte. Das relativiert vieles. Aussagen, die seinerzeit quasi als historische „Wahrheiten“ verkündet wurden, erscheinen im nachhinein als zeitgebundene Antworten auf die jeweilige Erfahrung der eigenen Gegenwart und Zeitgeschichte. Ritters Einsatz als „Frontkämpfer“ im Ersten Weltkrieg wird als das entscheidende Erlebnis herausgestellt, das sich zeitlebens und noch bis in das Alter im Denkstil und in der Sprache des Historikers niedergeschlagen habe. Am Ende seines Lebens wurde Ritter durch die Kriegsschulddebatte von den Anfängen seiner Karriere als Historiker im Wilhelminischen Kaiserreich noch einmal eingeholt. Sollte alles, wofür er sich im Ersten Weltkrieg, im Feld sowie in Wort und Schrift in der Heimat, eingesetzt hatte, falsch gewesen sein?

Ritter hatte, gefestigt durch seinen lutherisch geprägten Glauben, auch in Krisenzeiten die Eigenständigkeit seines Urteils bewahrt und diese unbeirrt in den historisch-politischen Auseinandersetzungen der Weimarer Zeit, der NS-Zeit und der Zeit nach 1945 behauptet. Er distanzierte sich schon sehr früh – anders als viele Kollegen – vom Nationalsozialismus. Er engagierte sich in der Bekennenden Kirche im Kampf gegen die Deutschen Christen. Im „Freiburger Kreis“ fand

er einen Freundes- und Bekanntenkreis, der sich von der NS-Ideologie und dessen Antisemitismus absetzte. Er konnte in der NS-Zeit weiter lehren und publizieren. Während des Kriegs hielt er Vorträge vor deutschen Soldaten an der Front. Wegen seiner Kontakte zu Goerdeler wurde er nach dem Attentat des 20. Juli 1944 festgenommen. Er verbrachte fast ein Jahr im Gefängnis. Nach 1945 galt er als Widerstandskämpfer. Man berief ihn in die Kommission der Universität Freiburg, die die Entnazifizierung der Hochschullehrer durchzuführen hatte. Er arbeitete Denkschriften für die EKD aus. Hatte er sich in der Weimarer Zeit zunächst für die Deutschnationalen und später für die rechtsliberale DVP engagiert, so unterstützte er nach 1945 die neugegründete CDU. Zu dem politischen Protestantismus, wie ihn Martin Niemöller vertrat, ging er betont auf Distanz.

Auch nach 1945 hielt Ritter unbeirrt an seiner nationalkonservativen und nationalprotestantischen Deutung der deutschen Geschichte fest. Diese Haltung verband sich mit einem ausgeprägten Geschichtspathos, das sich beispielsweise in der Schrift „Geschichte als Bildungsmacht“ niederschlug, die 1946 erschien. Ritters frühere Bücher wurden nach 1945 mit einigen textlichen Modifikationen und leicht abgeänderten Titeln neu aufgelegt. Darin zog er eine positive Linie von Luther über Friedrich den Großen und das Preußentum zum Staat der („kleindeutschen“) Bismarckschen Reichsgründung. Er wehrte sich gegen den Vorwurf, daß diese Linie vom Staat Bismarcks direkt zum Staat Hitlers führe. Stattdessen griff Ritter auf eine Geschichtsdeutung zurück, deren Grundzüge schon die europäischen Konservativen des 19. Jahrhunderts entwickelt hatten, und die alles historisch-politische Unheil – für Ritter schloß dies Hitler und die verbrecherische Politik des Nationalsozialismus ein – als eine Spätwirkung jener Fehlentwicklung deutete, die mit der Französischen Revolution und mit Napoleon begonnen habe.

Cornelißen weist darauf hin, daß Ritter nie einen Zugang zu einem humanistisch geprägten historischen Denken und zur Philosophie der Menschenrechte gefunden habe. Ritter hatte Luther zum „Prototyp deutscher Geistesart“ erhoben, dagegen die christlich-humanistische und euro-

päische Alternative, die Erasmus gegenüber Luther darstellte, als „kosmopolitische Bildungswelt jenseits aller vaterländischen Grenzen“ verworfen. Angelpunkte in Ritters historischen Denkens waren Luther und die „Weltwirkung der Reformation“: „Alle besten Kräfte unserer Nation“, schrieb Ritter 1925 in „Luther: Symbol und Gestalt“, „strömten gleichsam auf einen Punkt zusammen, um die originalste und bedeutendste geschichtliche Leistung hervorzubringen, die die Welt uns zu verdanken hat.“ Die Kehrseite dieser innerdeutschen historischen Weltsicht war ihr Ausschließlichkeitscharakter. Antiwestliche, antibritische und antifranzösische Einstellungen wurden in Ritters Reden und Schriften bis 1945 immer wieder sichtbar, aber auch noch in den Jahren der Nachkriegszeit in der Auseinandersetzung mit den Besatzungsbehörden.

Nach der Lektüre des sorgfältig recherchierten und breit belegten Buches kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, es handle sich bei dieser Art deutscher Geschichtswissenschaft, die hier für eine Zeit von 60 Jahren vorgeführt wird, um eine sublimierte Form von geistigem Autismus. Cornelißen verwendet dafür gelegentlich den Begriff der „Ego-Histoire“. Zusammenfassend urteilt er über Ritter: „Tatsächlich beschäftigte er sich jedoch fast nur mit Themen der deutschen Geschichte, und auch der historische Vergleich spielte in seinem Werk insgesamt nur eine untergeordnete Rolle.“

Ritter gelang es nie, die Andersartigkeit der Anderen, der Nicht-Deutschen zu begreifen, geschweige denn, sie zu verstehen. Britische Kollegen monierten, daß Ritter keinerlei Kenntnisse von englischer Geschichte habe. Die kulturelle und politische Gemeinschaft der Europäer war für ihn keine historische Wirklichkeit. Das in den Professorenschriften des Ersten Weltkriegs aufbrachte Denken in Gegensätzen von wertvoller „deutscher Kultur“ und zerstörerischer „westlicher Zivilisation“, von „Helden und Krämern“, scheint der junge Ritter so stark internalisiert zu haben, daß er sich auch im Alter, als er vieles kritischer sah, nicht völlig davon lösen konnte. Ritter sprach und schrieb mit Vorliebe über *die* „deutsche Geschichte“, aber selten „Über die Deutschen“, wie der bezeichnende Titel eines Buchs des amerikanischen Historikers Gordon A. Craig

heißt. Ritter dachte – auch in seinen Biographien – vom nationalen Kollektiv her, nicht von den Individuen. Das erklärt vermutlich, warum seine Bücher dem heutigen Publikum so fremd geworden sind.

Cornelißen geht auch auf die Auseinandersetzungen ein, die Ritters zu verschiedenen Lebensphasen mit nichtdeutschen Historikern führte. Erwähnt werden unter anderem die französischen Historiker Febvre, Bloch und Braudel und die britischen Historiker Gooch, Barraclough und Taylor. Cornelißen stilisiert die damals geführten literarischen Fehden als „Gespräche“, obwohl es in all diesen Fällen nie zu wirklichen Gesprächen kam und wohl auch nicht kommen konnte, weil Ritter die Geschichte als „ein Stück nationaler Selbstbestimmung“ ansah. Es hätte nahegelegen, den Vergleich der Biographien deutscher und anderer europäischer Historiker weiterzuführen und dabei einen Blick auf die jeweiligen nationalen Milieus des europäischen Bildungsbürgertums zu werfen. Es gibt dazu einige Ansätze in dieser Studie, aber sie werden nicht konsequent ausgeführt. Es fällt Cornelißen anscheinend schwer, aus dem von ihm selbst gesetzten biographischen Zirkel auszubrechen.

So hätte sich beispielsweise ein Vergleich zwischen Ritter und dem britischen Historiker A. J. P. Taylor angeboten. Beide, Ritter wie Taylor, versuchten, in der nationalen Öffentlichkeit ihrer Länder nach 1945 eine dominierende Rolle als selbsternannte Geschichtsdeuter zu spielen. Taylors Buch „The Course of German History“, das 1945 erschien, griff ähnliche Fragestellungen auf, wie sie Ritter behandelte, darunter die Frage nach der Rolle des „Preußentums“. Aber er deutete und wertete sie im völlig entgegengesetzten Sinn. Die Herrschaft Hitlers und des Nationalsozialismus, behauptete Taylor, seien sehr wohl aus dem Weg der deutschen Geschichte abzuleiten. Ritters nationale Zornesadern schwollen an, als er Taylors Buch las. Das Buch „Europa und die deutsche Frage“ von 1948 war Ritters Antwort auf Taylor.

Gelegentlich hat man den Eindruck, daß sogar der Biograph ein wenig dem Zauber der Persönlichkeit seines Protagonisten erlegen ist. So verblüfft die abschließende Empfehlung, daß „heute ein kritischer Rückbezug auf die Werke seiner

(Ritters) Generation wieder ratsam“ erscheine. Cornelißen gibt diesen Rat, nachdem er zuvor die Dekonstruktion der Werke eben dieser Historikergeneration so gründlich besorgt hat. Möglicherweise hängt dieser Widerspruch damit zusammen, daß seine Studie den einmal vorgegebenen Bezugsrahmen des universitären Elfenbeinturms nie wirklich verläßt. Die breite Öffentlichkeit der Presse und des Buchmarkts wird nicht in die Analyse miteinbezogen, wie auch die Intellektuellen und Publizisten außerhalb der Universität kaum berücksichtigt werden. Das verkürzt die Wahrnehmung der Wirklichkeit.

Die eigentliche Leistung des Buchs liegt auf einem anderen Gebiet. Cornelißens Studie bringt etwas ein, was in vielen Publikationen zur deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts und der NS-Zeit praktisch verdrängt wurde: daß es ein breites deutsches Bildungsbürgertum gab, nicht zuletzt in den Schulen und Hochschulen, das alle Umbrüche der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts überlebte und das zugleich in diese Geschichte verwickelt war. Das gilt besonders für das widersprüchliche Verhalten des Bildungsbürgertums gegenüber dem Nationalsozialismus, das bisher wenig erforscht ist. Hier eröffnet die Arbeit von Cornelißen neue Perspektiven.

Was bleibt? Cornelißen deutet an, daß auch die jüngeren „progressiven“ Historiker, die Ritter in den 60er Jahren vom Sockel der Zelebrität stürzten, in derselben Haltung innerdeutscher Selbstbezogenheit verharrten wie zuvor schon Ritter. Man habe oft nur die Vorzeichen geändert und die positiven durch negative ersetzt. Tatsächlich konnte es manchmal so scheinen, als sei an die Stelle des Grundsatzes, daß es jenseits der deutschen Geschichte kein Heil gebe, der Grundsatz getreten, daß es jenseits der deutschen Geschichte kein Unheil gebe. Der anonyme „Staat“ der nationalkonservativen Geisteswissenschaftler wurde durch die anonyme „Gesellschaft“ der historischen Sozialwissenschaft ersetzt.

Die neuen sozialwissenschaftlichen Theorien und Methoden „entpersonalisierten“ die Geschichte, indem sie Individuen nur noch in ihrer Funktion als Träger sozialer Rollen (z.B. als Arbeiter, Angestellte, Beamte) gelten ließen. Sogar die Reformation, die noch im historischen Den-

ken Ritters einen zentralen Platz eingenommen hatte, unter der sich aber die jüngeren Generationen nicht mehr viel vorstellen konnten, wurde jetzt nach den neuen Mustern auf „strukturgeschichtliche“ Vorgänge der „Konfessionalisierung“ und „Sozialdisziplinierung“ reduziert. Das Groteske der dadurch entstandenen Situation wird durch diese Ritter-Biographie erst wirklich

offenkundig. Eine Frage bleibt nach der Lektüre des Buchs offen: Was aber kommt nach der „De-konstruktion“?
Wilhelm Ribbege

¹ Cornelißen, Christoph: Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft u. Politik im 20. Jahrhundert. Düsseldorf: Droste 2001. (Schriften des Bundesarchivs. 58) Gb. X u. 757 S. 50,10 €.

„Augenaufgehen für die Welt“

Peter Handkes Roman „Der Bildverlust“

Seit seiner Erzählung „Langsame Heimkehr“ (1979) entzündete sich an Peter Handke literarischer Streit. Er schreibt immer weltabgewandter, der Realität entrückter, ja mönchischer. So war „Mein Jahr in der Niemandsbucht“ (1994) in der Tat ein mönchischer Roman. Der Erzähler lebt einsam in seinem Haus. Ungestört von außen erinnert er Begegnungen, Personen, Erfahrungen. Beobachtend und meditierend wandert er durch die walddreiche Wohnbucht westlich von Paris. „Verwandlung“ wird zum zentralen Thema des Romans – eine erste geschah mit dem Erzähler, eine zweite muß er poetisch realisieren. So fällt ein mystischer Schein auf ästhetische Weise in die Erzählgegenwart.

Den mehr als tausend Seiten „Niemandsbucht“ folgt der über siebenhundertseitige Roman „Der Bildverlust oder Durch die Sierra de Gredos“¹. Der Untertitel nennt den Ort des Geschehens: Das Gebirge der Sierra de Gredos erstreckt sich ost-westlich über das spanische Zentralmassiv. Über der Ortsangabe steht der bedeutungsvolle Titel „Bildverlust“. Er kritisiert, anders als die politische Gesellschaftskritik in den Romanen beispielsweise von Günter Grass oder Martin Walser, einen umfassenden Zustand menschlichen Befindens und Verhaltens: Die Menschen in modernen Gesellschaften erleiden und verursachen den Bildverlust.

Die Handlung wird nicht linear erzählt. Die Erzählperspektiven sind aufgeteilt zwischen der Figur eines „Autors“ (nicht Handke), der ihre Erlebnisse erzählenden Frau, einem Beobachter, und einem gelegentlich auftretenden Historiker, und

schließlich einem die Perspektiven koordinierenden Erzähler. Die Hauptperson des Romans ist eine erfolgreiche deutsche Bankfrau. Sie läßt Beruf, Stellung und Haus in einer nordwestlichen Flußhafenstadt zurück, auf deren genauere Bestimmung Handke bewußt verzichtet. In der finanziell souveränen Frau stecken Abenteuergeist und Freiheit gegenüber ihrem Status, vor allem aber das Verlangen nach einer anderen, leibhaftigen, sinnes-eindrücklichen, vor Überraschungen nicht geschützten Gegenwart. Sie sucht, die Energie der Bilder, die ihr abhanden gekommen ist, wiederzugewinnen.

Die Frau stammt aus einem wendischen Dorf. Ihre Eltern hat sie durch Unfall früh verloren. Der Bruder kam wegen Gewalttaten ins Gefängnis. Ihre Tochter löste sich früh von der Mutter. Aber das Herkunftsdorf, die Eltern, der terroristische Bruder und die verlorene Tochter bleiben, ob schon wiederholt erwähnt, schemenhaft. Sie erreichen keine eigene Gestalt, verbinden aber die Bankfrau mit ihrer Vergangenheit und Außenwelt. Die eigentlichen Beziehungen entstehen jedoch innerhalb des Erzählvorgangs.

Mit dem Bus fährt die Bankfrau in die Sierra de Gredos zu Hochtälern und Hochplateaus. Als Abenteurerin (die hochmittelalterliche „aventure“ klingt hier mit) durchwandert sie das kastilische Gebirge. Das Hochland wird zur Erfahrungszone der Bankfrau. Sie spricht mit dem Busfahrer, dem wandernden Steinmetz. Sie begegnet Bewohnern der Sierra und lebt unter stadtfüchtigen Neusiedlern. Im Herbst steigt sie allein mit nichts als ihrem Rucksack durch